

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 35

Sonntag, den 29. August

1915

## Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowski.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Hilf mir doch, rate, was ich tun soll! Meine Hände, meine schwachen, dummen Kinderhände wissen nicht, wo ein und aus.“ Und Rut rang die feinen Finger ineinander, daß sie schmerzten.

Jetzt tat sich die Tür auf und ließ Johann Peterkow auf der Schwelle sehen. — Da hob sie die verweinten Augen.

„Willst du etwa auch gehen, Johann? Dann sage schnell, wieviel Lohn du noch bekommst.“

Er verstand sie nicht. Kopfschüttelnd kam er näher.

„Fräuleinchen, Sie müssen ein bißchen essen.“

Es klang so gut und wohlmeinend, wie wenn er vor Jahren sagte: „Ich, ich, mein Döchtling, sonst fällst du in die Schwachheit.“

Sie blieb für alle Sanftmut und Güte taub. Hegte sie bisher unbefchränktes Vertrauen zu der Hilfe guter Menschen, so verwandelte sich dieses Gefühl bei der ersten trüben Erfahrung in grenzenloses Mißtrauen.

„Ich kann doch nicht!“ entgegnete sie und der Brief krümmte sich mit feinem Knistern empor, als sie endlich ihr heißes Gesicht hob. Wie eine Mahnung war es.

„Ich komme wieder. Sei stark!“ Darüber schmolzen Born und Kränkung. Wenn Karl Rodemann wirklich ging, mußte sie eben versuchen, irgend einen Ersatz für ihn zu schaffen. Aufgeben durfte sie das Erbe hier nicht. Es fehlte nur an geeigneten Ratgebern. Försters stimmten für schleunigen Verkauf. Der Sanitätsrat wollte sogar einen Freund interessieren. Niemand sprach von der Möglichkeit, daß der, welcher aus freiem Willen seinen Platz hier aufgegeben, ihn ebenso wieder fordern könnte.

Schon sank die Dämmerung, als Johann Peterkow zum zweitenmal hereintam und meldete, daß Herr Frederici sie für ein paar Augenblicke zu sprechen wünsche.

Er war im Reitanzug. Seine hohe, nicht mehr allzu schlanke Gestalt präsentierte sich in dem kleidsamen Trikotjackett auf das Vorteilhafteste. Rut hatte keine Ahnung davon, daß sie gestern einen verblüffenden Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ein paar Schritte ging sie ihm entgegen, unsicher, ob sie ihm sogleich sagen sollte, daß Stechow unvertäuflich

sei. Er aber schnitt das Thema über den Verkauf des Gutes sofort selbst an.

„Verzeihen Sie diesen Ueberfall,“ sagte er höflich, „aber ich bin nun mal keiner von denen, die sich lange Zeit geheimnisvoll mit einer Idee herumtreiben. Ich habe große Lust, Ihr Stechow zu kaufen. Mein Besitztum umschließt es ja völlig. Es paßt mir also famos für die Bestellung wie für die Ernte. Wenn man endlich mal was Ordentliches reinsteckt, wird es schon gut und ertragsfähig werden.“

„Ich will aber gar nicht verkaufen!“

Der Versuch, sein vergnügtes Lächeln über ihre Kindlichkeit zu unterdrücken, mißlang vollständig.

„Aber Ihr Vormund, der Herr Förster, will, — das Gericht will und,“ setzte er ein wenig leiser hinzu, „vor allem wollen auch die Gläubiger.“

„Gläubiger?“ fragte sie ratlos. „Nun ja. Sehen Sie mal, hier sind zwei Punkte, ein großer und ein kleiner. Wenn der große Lust hat, rutscht er ein bißchen nach links und von dem kleinen ist nichts mehr zu sehen. Er deckt ihn einfach zu.“

„Und Stechow ist der kleine Punkt?“

Sie hatte keinen Tropfen Blut im Gesicht, als sie das murmelte.

Ein sonderbares Ziehen lief durch seine muskulösen Arme bis in die Fingerspitzen hinunter, als er ihre zarte, blasse Farbe gewahr wurde. Ein Gefühl, gegen das er sich längst gefeilt glaubte, lebte in ihm auf und er mußte an sich halten, um nicht die Hände zu heben, um das zitternde Mädchen zu umfassen und ihr einen Halt zu geben.

„Für einen Mann, — wie mich,“ hatte er eigentlich noch hinzusetzen wollen, — befann sich aber und sagte statt dessen: „von einigem Vermögen und guter Arbeitskraft ist es eine Bagatelle. Kaum zehntausend Mark Schulden zusammen. Sie haben doch aber keinen Kredit, Fräulein Rut. Wer gibt denn wohl etwas auch ihm —“ er verschluckte wiederum das Beabsichtigte und geriet ins Stocken, weil er nicht gewöhnt war, sich zu beherrschen. „Na, kurz und gut,“ sagte er endlich, in seiner Verlegenheit noch lauter und selbstbewußter wie sonst: „Es geht hier oben ohne Kapital nicht länger. Karl Rodemann ist ja ein guter Ackerwirt. Alle Achtung, seine Bestellung imponiert mir sogar, aber, damit hat's auch geschnappt. Ich bin heute gekommen, damit Sie die vollendete Tatsache nachher nicht so unvorbereitet trifft.“

Sie dachte nicht daran, ihm diese Fürsorge zu danken.



Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern,  
der Croisettes von Warschau.

„Wie viel bedarft man wohl, um allen Leuten Brot zu machen. Der Herr Frederici?“  
 „Nun, so schnell läßt sich das nicht ausrechnen. So bis 30 000 Markt immerhin und dann nebenher noch einen tüchtigen Steuereintreiber, der nicht bloß schuftet, sondern auch rechnen kann — über das Ganze disponieren, das ist auch mit eine Hauptsache.“  
 „Und Sie meinen, diese Summe leiht mir niemand?“  
 Er lachte geräuschvoll. „Jhnen — eine Million, aber der Klitsche — hier — so wie die Sachen zurzeit stehen und liegen — keinen roten Pfennig.“

Das plumpe Kompliment glitt an ihr ab, ohne sie zu berühren. Zaghaft hob die Hoffnung ihre zerbrochenen Flügel. Sie konnte diesem ihr fremden Mann unmöglich sagen, daß sie auf einen wartete, der gewiß kommen würde, daß sie sich gegen den Verkauf so lange wehren mußte, bis er es für sie tat. Die weibliche Klugheit erwachte und gab ihr einen guten Gedanken ein. Instinktiv fühlte sie heraus, daß der Nachbar ihr freundlich gesinnt war.

„Wenn ich nur noch eine Zeitlang, etwa ein Jahr, hier bleiben dürfte.“

Sie hatte die Augen voll zu ihm aufgeschlagen. Ihre Wangen röteten sich. Das junge, zarte Geschöpf wirkte in seiner unbewußten Schönheit unwiderstehlich auf den gesunden, etwas derb veranlagten Mann. Als sie merkte, daß er zögerte, legte sie ihre Hände auf die große gebräunte Rechte, welche aus alter Gewohnheit den Rechenstift hin und her drehte. Wie ein Schlag durchfuhr es ihn. Er ließ die Lider halb über die Augen sinken. Er zitterte gleich dem jungen Jagdhund, der die glücklich gefundene Fährte nicht aufnehmen darf. Noch nicht, sagte er zu sich. Langsam zog er das Taschentuch mit der Linken hervor und fuhr mit gleichmäßiger Bewegung — um sich zu beruhigen — über die Stirn. Rut meinte, er überlegte ihre Bitte.

„Karl Rodemann wird sich vielleicht auch noch entschließen, so lange bei mir zu bleiben,“ warf sie zuversichtlich hin und hob ihre Hände langsam von der seinen. Als er ihre kühle, weiche Hand nicht mehr spürte, fand er sich wieder.

„Ich werde sogleich mit dem Herrn Förster deswegen sprechen,“ sagte er, mit merkwürdiger Bereitwilligkeit, „wenn Rodemann bleibt und das nehme ich nach der bewiesenen langjährigen Treue als sicher an, könnten wir ihm natürlich die Sorge für den Acker, wie bisher überlassen. Mit den Gläubigern würde ich ein paar begütigende Worte reden. Kauf- und Verkauf, An- und Abschaffungen aller Art müßten indes von sachkundiger Seite überwacht werden. Wenn es Ihnen recht ist, ich habe in Damerow seit Jahren einen alten Onkel, sozusagen ein kaufmännisches Genie. Den könnte ich Ihnen während dieser Zeit tagsüber schicken und ich selbst käme gern herübergeritten, um nach dem Rechten zu sehen. Es macht mir wirklich nichts.“

So schieden sie. Rut faltete die Hände und begann von neuem an die Güte und Selbstlosigkeit der Menschen zu glauben. Sie hatte keine Ahnung, weshalb der gute Rechner Frederici heute dem Menschen unterlegen war.

Der Rittergutsbesitzer Frederici hatte nicht in dem übertrieben, was er von seinem Onkel, dem früheren Wirtschaftsinspektor, Molkereiverwalter und Buchhalter Walter Schmitt zu Rut Wendebühl gesagt hatte. Er war ein gewiegter Geschäftsmann. Zuweilen sich vom Asthma erholend, tappte er in den Stechower Ställen umher, notierte die Zahl der Rinder und rügte in seiner kurzen, unverbindlichen Art die Mängel der bisherigen Wirtschaftsleitung. Rut wich ihm nicht von der Seite. Die Handarbeitsstunden in der Försterei waren hinausgeschoben, bis Stechow ihr einmal nicht mehr gehörte. Dann hatte sie Zeit genug dafür. Einstweilen wußte sie ihre Tage besser auszufüllen. Sie lernte bei Herrn Schmitt die Buchführung, war zugegen, wenn er künstlichen Dünger für die Herbstbestellung erstand und sah beim Verwiegen des Stroh zu, das an die umherwohnenden Bauern für einen annehmbaren Preis abgegeben werden konnte. Sie vertrugen sich gut miteinander. Herrn Schmitt schmeichelte die Aufmerksamkeit und Vernbegier seiner Schülerin; er zeigte ihr manchen Kniff und ließ sie zuweilen selbständig einen kleinen

... die schlantere Körper hielt erstaunliches aus, so es war zu beschreiben, daß sie sich überanstrengte. Karl Rodemann schüttelte wohl manchmal den Kopf darüber, zu warnen aber wagte er nicht; dies Recht hatte er in jener Stunde, an der sie bisher nicht wieder rührten, verwirrt. Rut Wendebühl vergaß sie nicht, obwohl auch sie schwieg. Rut wußte, daß Karl Rodemann seit zwei Jahren außer freier Wohnung und Deputat keinen Pfennig Lohn erhalten hatte. Tag und Nacht sann sie darüber nach, wie dies Geld zu beschaffen sei. Herr Schmitt lachte sie aus.

„Wenn es weiter nichts ist. Nachher beim Verkauf wird er es schon kriegen. Wir legen ihm einfach ein paar Taler extra drauf. Soll ich ihn vielleicht darauf vertrusten?“

Rut wehrte entschieden ab. „Ich werde es selbst tun. Das ist das Wichtigste, was er verlangen kann.“

Eines abends, Karl Rodemann hatte gerade ein paar Häuflein ausgegwärmter Vienen eingefangen, gestellte sie sich zu ihm. Er trug noch die schützende Drahthaube vor dem Gesicht und die dicken Fausthandschuhe an den Fingern.

„Ich habe dir neulich in Gedanken bitteres Unrecht getan,“ fing sie an. „Dich im stillen wohl einen Augenblick sogar treulos genannt. Nun habe ich den Beweis, daß du es nicht bist, daß ein anderer an deiner Stelle längst auf und davon wäre.“

Aber, wie die Sachen hier stehen, kann ich dir das ganze, redlich verdiente Geld noch nicht geben. Ich habe mir den Kopf zermartert, um einen Ausweg zu finden. Es muß bei einer kleinen Abzahlung bleiben aus meiner Rindersparbüchse. — Nur 80 Mk. sind es freilich. — Nimm die einstweilen, es soll dir von dem übrigen kein Pfennig verloren gehen, das verspreche ich dir.“

Er befreite sich ungeschickt von dem steifen Gespinnst. Sein Atem ging kurz und schwer. Er sah, wie schmal und blaß sie geworden, wie hilflos und traurig der Blick ihrer Augen war.

„Ich kann das Geld nicht nehmen, ich schäme mich so sehr.“

Da ward sie beinahe fröhlich.

„Dein Geld?“ sagte sie, „das wäre ja noch schöner. Was soll ich wohl damit? Habe ich nicht alles in Fülle?“

Er sah weiter, wie dünn und abgetragen ihr Kleid, war. Ein großer Jammer packte ihn da an. Ihre feinen schlanken Finger



Das Vernichtungswerk des Krieges.  
 Die Kirche von Rurowice in Russisch-Polen nach der Beschießung des Ortes.

preßten ihm das Geld in die Hand. „Ich danke dir für alles, Karl Rodemann, nicht zuletzt dafür daß du noch ein wenig bei mir aushalten willst.“

Er konnte nicht länger neben ihr bleiben, ohne die Qual seines Lebens zu entschleiern. Seine Kraft, alles allein zu tragen, wurde täglich geringer. Er ging schwerfällig an ihr vorbei — nach Hause. Frau Riefe stand am Herd und summite ein Liedchen:

Im Grund, wo dicht der Wacholder steht  
 Ein Liebster mit seiner Lieben geht ...

Im Stühlchen schlummerte das Kind. Karl Rodemann wurde gewahr, daß es einen neuen Rod trug. Ein weiches Gefühl für seine Frau stieg in ihm auf.

„Das ist gut von dir, Riefe. Der alte Rod war doch zu sehr abgetragen.“

Sie hielt mit Singen inne und lachte ihn mit verträumten Augen an.

„Was denkst du bloß? Ich hab' doch zu so was keine Zeit gehabt. Das Fräulein hat's genäht.“

Sie summite und lachte weiter. Er verließ die Stube wieder und lauerte sich hinter den Fliederbusch, wo ihn niemand sehen konnte, er fühlte sich wohl in dem Dunkel, das breit und trohig auf der Erde stand und vergessen hatte, wie licht es wieder werden muß — ein wenig später!

11. Kapitel.

Die Aehren neigten sich im Augustwind mit schwellendem Segen. — Rut Wendebühls Willen aber hob sich, stieg zu den Wolken empor und exträumte große Dinge. Inmitten der ernsthaftesten Beschäftigung konnte sie plötzlich einen Ton ausstoßen.

„Sie sind nicht viel anders, als die meisten Frauenzimmer, Fräulein Mut. Ein bißchen Sonnenschein und ein Quentchen Puffage schmeißen Sie gleich aus dem Sattel.“

Sie sah ihn fragend an. Ihre Stimme klang frisch und sicher. Nicht das leiseste Rot einer Verlegenheit färbte ihr Gesicht.

„Wenn ich nicht zufällig vor ein paar Tagen Fritz Kohnschmidt nach der Bedeutung des gräßlichen Wortes gefragt hätte, wüßte ich nicht mal, was Sie damit sagen wollten.“

„War denn mein Nefse Frederici heute noch nicht hier?“ Ihre feingezichneten Brauen zogen sich eng zusammen. Etwas herb Abweisendes kam in ihr Gesicht.

„Allerdings, und ich weiß ihm auch heute nicht weniger Dank dafür als alle Tage. Ich fühle es ja, wie es bei uns vorwärts geht.“

Die helle Freude stieg langsam in ihre ausdrucksvollen Augen.

„Der Roggen steht ebensogut wie in Damerow und die Milchwirtschaft bringt jetzt einen hübschen Posten.“

„Wem verdankt Ihr das, hm?“ Sie lachte, ohne seinen verfräulichen Ton zurückzuweisen.

„Ihnen! Ihnen ganz allein. Wie oft hat Vater darüber gescholten, daß sie uns die Genossenschaftsmolkerei drei Meilen von der Grenze fortgebaut hatten. Nun ist das weit gemacht. Ich sage Ihnen, der Ponty schafft die Sache prachttoll. Das Abbuttern hat heute kaum 40 Minuten gedauert. Die Bestellungen auf unser Fabrikat häufen sich. Es muß demnach sehr gut sein. Und ich bin es, die alles von A bis Z fertig machte.“

„Ach, das ist so ein Gefühl! Das soviel Glück in der Arbeit liegen könnte, habe ich mir nicht träumen lassen.“

Der alte Schmitt verzog den breiten Mund zu einem Schmunzeln.

„Sie werden mal eine Landfrau, wie sie im Buche steht.“

Rut Wendebühl sah ganz still und starrte auf die Lichtkringel, welche die Sonne auf den Tisch streute. Von neuem begann eine bestimmte Hoffnung in ihr aufzusteigen.

„Ich will für heute mit meiner Arbeit aufhören, Herr Schmitt. Die Butterpatete müssen noch verschnürt werden.“

Er sah ihr nach, wie sie mit leichten Schritten über den Hof lief. Das Licht schlüpfte in ihr Haar und ließ es ausglühen. Er schmalzte wohlgefällig mit der Zunge. Dann nickte er und sagte halblaut:

„Er war immer ein schlauer Fuchs, der Frederici, aber diesmal kann man sich aufrichtig über ihn freuen.“

Rut Wendebühl stand im Keller neben der mächtigen Masse unausgewogener Butter, aber sie arbeitete nicht darin. Ihre Gedanken liefen weit fort über die Felder bis an das blaue Meer und darüber hinweg, in Gegenden, die sie nur auf dem Atlas befahren.

Da war er! Sie schwiegen freilich alle dazu, wenn sie daran rührte. Noch keiner hatte ihr gesagt:

„Ja, du hast recht, er wird und muß wiederkommen, denn er hat es gesagt. In seinem Abschiedsbrief stand es ganz klar. Ach, dieser Brief! Es hatte lange gewährt, bis sie sich über den Jubel, daß sie ihm so viel bedeutete, zu dem Rätsel an dem Schluß getastet hatte. Er verhielt ihr etwas davon, ein Geschenk, das ihr Freiheit bringen sollte. — Was aber konnte es anderes sein, als er selbst. Morgen war sein Geburtstag. Sie zählte an diesem Tage fünf Monate im einundzwanzigsten Jahr. Wenn er nun morgen käme!! Die Fesseln des Alleinseins drückten hart; sie fühlte lauter eiserne Ketten um Hand und Fuß und Herz. Was konnte ihr alles Arbeiten nützen? Sobald Herr Frederici die Gläubiger nicht mehr zu beschwichtigen vermochte, mußte sie hier fort. Und wenn „er“ dann kam und keine Heimat mehr hatte — nach ihr Umschau hielt und sie nicht fand, überhaupt nichts, gar nichts aus der alten, schönen Zeit — nur die Scheune, ein halbzerrfallenes und ein frisches Grab — was sollte dann mit ihm

„In dieser Nacht fand sie keinen Schlaf.“ Sobald sie die Augen schloß, sah sie sich als Kind neben Karl Rodemann auf der Wiese stehen. Fremde Stimmen kisterten ihr zu: „Sieh! Ihn die doch an! Geht so ein Mensch durch die Welt, der sich frei von Schuld weiß? In seinem Leben liegt ein Geheimnis. Werde nicht matt, es zu ergründen!“

Immer häufiger mußte sie darauf hören. Immer fester fügten sich die eigenen Betrachtungen zu einem Verdacht, der sich freilich nicht fassen und halten ließ, ohne Grundlage auf- und niedererschwebend, in einem Kindergefühl wurzelnd, aber mit tausend wachsenden Fäden.

Rut Wendebühl sprang von ihrem Lager auf und riß an dem Fenster. Mit dem ersten Sonnenstrahl zerstoben diese Torheiten. Nur die Müdigkeit durchwachter Stunden machte ihre Glieder unlustig und träge für den neuen Werktag. Sie ging in den Garten und schnitt von den Frührosen, die nur in der Knospe entzückten, einen vollen Strauß. Sorgsam gab sie acht, daß der Tau nicht verschüttet wurde. Dann stieg sie wieder die Treppe empor, ging aber nicht zu ihrem eigenen Zimmer, sondern zu dem verschlossenen Siebelsbüchchen, das einst Viberstein bewohnt hatte. Der Schlüssel drehte sich schnell herum, denn sie war hier ein häufiger Gast. Aus dem alten Schreibstisch lag ein Momentbild, das ihn als Student darstellte. Das bettete sie in die Rosen und ließ sich davor auf dem blanken Lehnstuhl nieder, in dem er sie oft belehrt, gescholten und geherzt hatte.

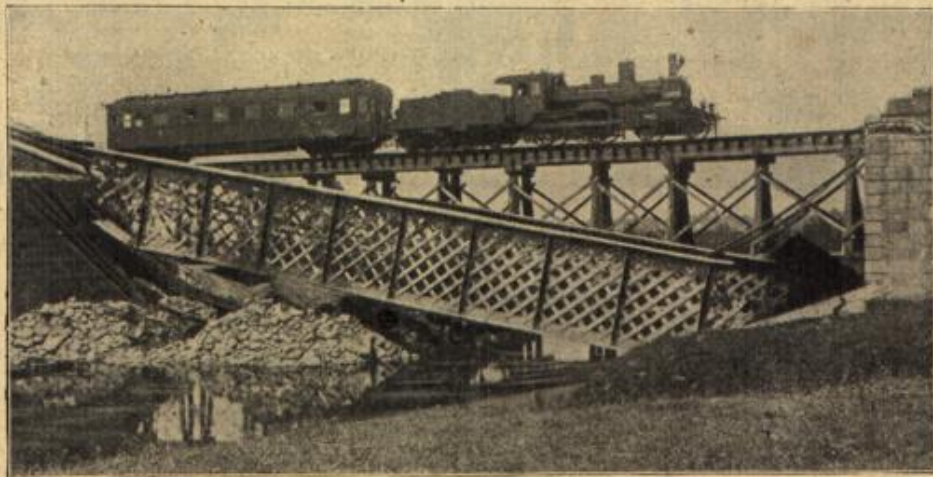
Lange sah sie da, in dem jungen Herzen ein Gefühl der Sehnsucht nach einem Zeichen des Lebens oder der Liebe von ihm, und doch gewisser und gläubiger denn jemals, daß auch er das alles nicht vergessen habe.

Draußen erhoben sich die Stimmen des neuen Tages. Klirrend fielen die Griffe der Milchseimer auf den Holzrand. Eine Magd murzte über das frühe Aufstehen. Der alte Hofhund, den Viberstein mit der Flasche aufgezo-gen, schlug an. Der Ziehbrunnen begann rasselnd seine Tätigkeit. Karl Rodemanns Stimme fuhr scheltend in die entferntesten Winkel der Händselede, wo die Knechte über dem Nachfüllen der Futterkiepen arbeitsfeindlich einge-nickt waren.

Rut Wendebühl erschrak und fuhr in die Höhe. Der Werktag rief und sie wandte sich nach einem letzten Blick auf sein Bild zur Türe

und folgte willig den mahnenden Lauten.

So stiegen die Stunden zur Höhe des Tages. Die Buttermaschine sang mit seinem Schwirren ihre eifrige Melodie; ein Händler kam und feilschte um eine buntgefleckte Kuh; Rut Wendebühl ging hin und her, sie hatte den Kalender in der Hand und bezeichnete ihm die alte Kuh. Niemand bemerkte eine Veränderung an ihr und doch war sie nicht bei der Sache. Ihre Stimme klang auf jeden Tritt. Ihre Lippen waren trocken, die Schläfe pochte. Ihr lag nicht nur die wachend verbrachte Nacht in den Gliedern, sondern eine ins Krankhafte gesteigerte Erwartung, die doch jeder Grundlage entbehrte. Frau Riecke machte für gewöhnlich nicht viel Umstände mit dem Essen, sie bot einen Krug frischer Buttermilch und ein reichliches Stück Fleisch, wie es gerade die Jahreszeit in den Kochtopf warf. Heute gab sie Eiermücheln mit Zucker und Zimmt nach. Es stellte sich später als ihr Lieblingsgericht heraus, aber Rut nahm auch dies als etwas entgegen, das auf Außergewöhnliches hinwies. Sie konnte sich nach der Mahlzeit kaum noch auf den Füßen halten. Von einem fast unerträglichen Gefühl getrieben, das ihren Herzschlag beschleunigte, schlich sie in ihr Zimmer. Sie setzte sich auf den Bettrand des überdeckten Lagers nieder und suchte durch das Fenster in dem fließenden Sonnengold das graue Band der Landstraße. Tausend purpurne Flämmchen schienen sich zu entzünden und wieder erlöschen. Endlich wurden ihre Lider schwer und sie holte nach, was ihr die unruhige Nacht versagt hatte. Ihre Sehnsucht war still geworden.



Russische Zerstörungen und deutsche Aufbauarbeit in Polen.

Eine von den Russen zerstörte Brücke, daneben die von den deutschen Pionieren hergestellte Ersatzbrücke.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Lied in der Nacht.

Erzählung von R. F. C. Fromm.  
(Nachdruck verboten.)

Eine traumselbne Sommernacht. Die Welt lag in seligstem Frieden, und die Menschen ahnten noch nichts von den schweren Zeiten, die ihnen bevorstanden.

Die Linde blühte und sandte herauschende Düfte, und in den Gebüsch, den Flieder- und Jasminsträuchern erklang das sehnsuchtschluchzende Lied einer Nachtigall.

Unter der Linde saß der Rentmeister mit seiner Gattin, und ihre Gedanken schweiften erinnerungsfroh zu längstentschwundenen Zeiten, da ihnen noch des Lebens Frühling blühte. Durch die schattenbunten Wege des Parks schimmernten weiße Kleider und helle Stimmen schollen herüber.

Jetzt traten die jungen Mädchen in den breiten Vorplatz vor der Kentei, den die Linde mit ihren weitausladenden Nesten schützte.

„Frau Rentmeister, denken Sie nur, wir bringen es nicht fertig, Fred zu veranlassen, ein Lied zu singen. Er ist eigenfynnig wie alle großen Künstler. Wirklich, Fred, seitdem du das Engagement hast, bist du absolut unsympathisch geworden.“

Baroness Bela machte ein ernsthaftes Gesicht, und ihre Freundin, des Rentmeisters Tochter Käte pflichtete ihr bei.

„Was er sich wohl einbildet . . . ! Er ist ganz anders als sonst.“

„Ihr müßt ihn schon lassen, wenn er keine Lust zum Singen hat.“

Käte setzte sich zu den Eltern und plaudernd ging Bela mit Fred weiter. Als sie außer Hörweite waren, wandte der junge Sänger sich brüst an die Baroness.

„Du bist ein Kindskopf, Bela — du weißt ganz gut, warum ich nicht singen mag. Wenn du nur nachdenken wolltest! Aber du bist falsch wie alle Frauen, du spielst mit meinem Herzen . . .“

„Werde nur nicht tragisch. Ich denke nicht daran, mit deinem Herzen zu spielen.“

„So sage mir, daß du mich liebst.“  
Er ergriff ihre Hand und zog sie, die natürlich in diesem Augenblick wieder auf und davon wollte, an sich. Doch sie wand sich geschickt los.

„Ach, laß mich doch, immer verdirbst du mir die Freude.“



Zur Einnahme Warschans.

Strassenbild von Warschau (rechts das königl. Schloß)



Das Rathaus von Warschau im Mittelpunkte der Stadt.

so daß sie die Stimmen der Natur nicht mehr erschließen.  
„Lieb' mal, Bela, jeder Mensch muß etwas haben, für das er lebt.“

„Sie nicht eifrig.“

„Das ist auch meine Ansicht. Du hast deine Kunst.“

„Ja — und du . . .?“

„Ich weiß noch nicht. Vorläufig bin ich einfach da.“

„So das genügt dir? Mir aber genügt meine Kunst allein nicht. Ich will einen Menschen, der mich lieb hat, zu dem ich mich flüchten kann, wenn mich der leere Glanz der Theaterwelt abstößt.“

„Das ist ja alles Unsinn, Fred. Du bist ein Phantist. Erst wolltest du absolut Sänger werden, hast jahrelang studiert, und jetzt tust du, als ob alles Mumpitz wäre — die Kunst und alles, was mit ihr zusammenhängt.“

„Man muß erst erkennen, Bela, eher glaubt man nicht. So ist's mit allen Dingen. Du bist ja taum aus dem Schloß heraufgekommen, aber wenn du wüßtest, wie es hinter den Kulissen ist, dann würdest du weniger spöttisch zu mir sein. Im Theater ist alles nur Schein. Selbst der

Applaus der Zuhörer. Der Vorhang fällt und die Menschen sind schon mit ihren Gedanken bei ganz anderen Dingen. Und wenn man da nicht etwas hat, wo man aufatmen kann, wo man im reinsten Sinn glücklich ist, dann ist's nicht der Mühe lohnend zu leben.“

Baroness Bela war nachdenklich geworden.

„Du lernst doch genug Frauen kennen, Fred. Ich meine, eine von ihnen könntest du lieb haben, wenn du dir Mühe gäbst.“

Er lachte auf. „Du bist einzig. Ich hab' dich lieb, Bela, und nur deinetwegen bin ich Sänger geworden, weil ich dich sonst nie erreichen könnte. Die Natur gab mir die Kunst nur für dich. — Durch sie will ich deiner würdig sein.“

„Fred, sei doch vernünftig, es geht ja nicht. Du kennst doch Papa und ich als Helteste von acht Geschwistern darf doch nicht . . .“

„Eine Mesalliance eingehen —“ warf er ein.

Sie blieb stehen.

„Fred, sei einmal wieder wie früher. Ich will dir ja gerne erklären, daß du mir ein guter Freund bist, daß ich stolz auf dich bin.“

Er zog sie stürmisch in seine Arme.  
„Nebel, Bela — ich hab' dich lieb, ganz unsagbar lieb. —“

„Vela — Fred — um Gottes willen, der Herr Baron ist da — kommt.“  
Atemlos liefen die beiden jungen Mädchen zurück, während Fred ärgerlich folgte. Es ist fatal. Immer, wenn es am nettesten ist, kommt ein unvorhergesehenes Ereignis, dachte er.

„Na, wo stehst du denn, Vela?“  
„Papa —“  
Sie fand nicht sogleich eine passende Entschuldigung.  
„Es wird Zeit, daß du heimkommst.“  
„Guten Abend, Herr Baron. Mit Ihrer gütigen Erlaubnis begleite ich Baroness Vela zum Schloß.“  
„Gott bewahre! Ich gehe gleich mit ihr. Doch geben Sie mir mal die Hand. Wie ist's Ihnen denn ergangen? Machen ja schon glänzende Fortschritte in der Kunst. Man liest häufig von Ihnen.“

Der Baron setzte sich zu Rentmeisters und man kam ins Reden.

„Sagen Sie mal, Sie täten mir einen Gefallen, wenn Sie mir mein Lieblingslied einmal singen wollten. Das heißt, wenn Sie dazu disponiert sind, vorausgesetzt natürlich.“

„Gerne, Herr Baron. Sie meinen das Lied: Am Brunnen vor dem Tore.“

„Ganz recht. Sie haben also doch nicht vergessen.“

„Alles, was mich an die Heimat erinnert, wird mir ewig unvergesslich sein.“

Bald kamen die Töne in köstlicher Fülle durch den nachts stillen Park. Die Herzen der Zuhörer waren eigen bewegt.

Auf dem kurzen Wege zum Schloß wandte sich Baron Verber an seine Tochter.

„Es scheint mir, als ob Ihr Euch Klausen in den Kopf gesetzt hättet. Ich sage dir nur, ich dulde unter keinen Umständen, daß sich zwischen Euch irgendwelche Beziehungen anbahnen. Du darfst nicht vergessen, daß du vom Stande bist. Daß Ihr Jugendgespielen wart, ist doch kein ausreichender Grund, Euch jetzt ineinander zu verlieben. Das merke dir. Diese Theaterleute sind auch im Leben Komödianten, Mädels, und es wird ihn schon reizen, eine Baroness zur Gattin zu kriegen. Also laß es gut, daraus wird nie etwas.“

Und ganz überraschender Weise brach plötzlich aus Baroness Velas Augen ein heftiger Tränenstrom. Der Vater war ratlos und wußte nichts Tröstliches zu sagen, das sie beruhigen konnte.

„Da heult man doch nicht wie eine Magd, der der Schatz untreu geworden ist.“

Aber ihr Schluchzen wurde noch leidenschaftlicher, und als sie schon längst in den Kissen lag, versiegte ihr Tränenquell noch immer nicht.

Ein Jahr später. Baron Verber stand als Rittmeister irgendwo in Nordfrankreich, und sein Rentmeister war im selben Regiment als begeisterter Freiwilliger eingetreten. Sie hatten schon harte Wochen miteinander durchkostet und bisher wenig Zeit gefunden, sich mit Heimatssehnsucht zu quälen.

Des Rentmeisters Sohn, der bei Kriegsausbruch einjährig diente, hatte es bereits bis zum Unteroffizier gebracht. Er wußte, daß sich des Vaters Regiment in der Nähe befand, erbat sich Urlaub und traf in der Dämmerung eines Sommertages vor dem Schloß ein, in dem des Vaters Quartier war.

Der Rentmeister stand auf Posten, als der Sohn kam. Der Vater rief ihn pflichtgemäß an, da er ihn nicht sofort erkannte, und als der Ton des jungen Soldaten Ohr traf, löste sich ein jauchzender Ausruf aus seiner Brust.

Erschrocken hätte der Posten beinahe sein Gewehr fallen lassen, aber er faßte sich schnell, erinnerte sich seiner Soldatenpflicht und drückte den Sohn in den linken und das Gewehr in den rechten Arm und konnte vor Freude nicht reden.



Zu den Kämpfen in Tirol.  
Italiensche Trainkolonne in den Dolomiten.

„Das ist ja großartig! Wo kommen Sie denn plötzlich her?“  
Röder, denn diesen Abend wollen wir zusammen gehen. Das Eiserne Kreuz haben Sie auch schon!“

Vater und Sohn gingen mit dem Rittmeister ins Schloß. Die Offiziere begrüßten den Gast erfreut, denn fast jeder von ihnen hatte bereits von der unergleichen Kunst des jungen Sängers gehört, und jeder erhoffte einen Genuß von der Stunde. Der Schlosskeller mußte sein Bestes hergeben, und die Ordonanzen hatten genug zu tun, die Gläser der Herren zu füllen.

„Wie lange haben Sie Urlaub, Röder?“  
„Zu Befehl, Herr Rittmeister, zwei Tage.“

„Gut. Wir werden also öfter das Vergnügen haben, Sie bei uns zu sehen. Trinken wir dieses Glas auf ein baldiges siegreiches Ende und auf Ihre Zukunft.“

Unteroffizier Röder nahm das Glas, das ihm der Rittmeister reichte und hielt es hoch.

„Ich trinke auf das Wohl unseres allerhöchsten Kriegsherrn —“  
sprach er mit ausleuchtenden Blicken.

Brausendes Hurra erscholl, hallte von den Wänden wider.

„Junge, wenn du mir einen heißen Wunsch erfüllen willst, so singe einmal das Lied, das wir daheim so gerne hörten. Du zauberst uns allen ein Stück deutsche Heimat vor. Sieh', auch hier blühen Linden und auch hier steigt herber Duft aus der zerstampften Erde.“

Und es hoben sich die Töne, schwellen über die Lauschenden, hinweg, und atemlose Stille herrschte eine Weile unter den Anwesenden.  
„Run bin ich manche Stunde,  
Entfernt von jenem Ort,  
Doch immer hört' ich's rauschen:  
Du fändest Ruhe dort.“

In den Herzen der Krieger erklangen Saiten und die Heimat erstand vor ihnen mit ihrem köstlichen deutschen Frühling und ihren Lieben — und aus vielen Augen rollten heimliche Sehnsuchtstränen.

Plötzlich, in der ergreifenden Stille ein schrilles Signal. Alle sprangen auf. Der Heimatzauber war gebrochen, und jeder stand auf seinen Posten. Dann wieder atemloses Warten.

Fred Röder stand am Fenster und versuchte, mit seinen Augen die finstere Neumondnacht zu durchdringen. In der

Ferne lohte ein Brand, und ganz dumpf kam in langen Abständen Kanonendonner herüber. —  
Fred Röder legte sich weit aus dem Fenster. Jeder Nerv in ihm war angespannt.

„Da — da — es schleicht heran — der Feind —!“

Ein Tumult. Stühle flogen, Türen wurden aufgerissen. Soldatenstimmen. Das Hallen schwerer Stiefel — Schüsse —

„Eine Ueberfall — diese verfluchte Bande!“

„Der Rittmeister, wenn es mit mir zu Ende gehen sollte, grüßen Sie Vela, sagen Sie ihr, daß ich sie liebe bis zum letzten Atemzug.“

Unteroffizier Röder stieß die Worte hastig hervor. Ein langer beredter Blick traf ihn.

Durch die hohen Fenster flogen Geschosse, schlugen krachend in die Spiegel — draußen wildes Geschrei und heftiges Gewehrfeuer.

Fred Röder hatte sein Bajonett aufgezupft und stürmte vor, lief in eine Horde Jnder hinein, die eben versuchte, sich den Eingang in das Schloß zu erzwingen. Von einigen gutgezielten Schüssen niedergestreckt, lagen bereits etliche der listigen Kerle in ihrem Blut.

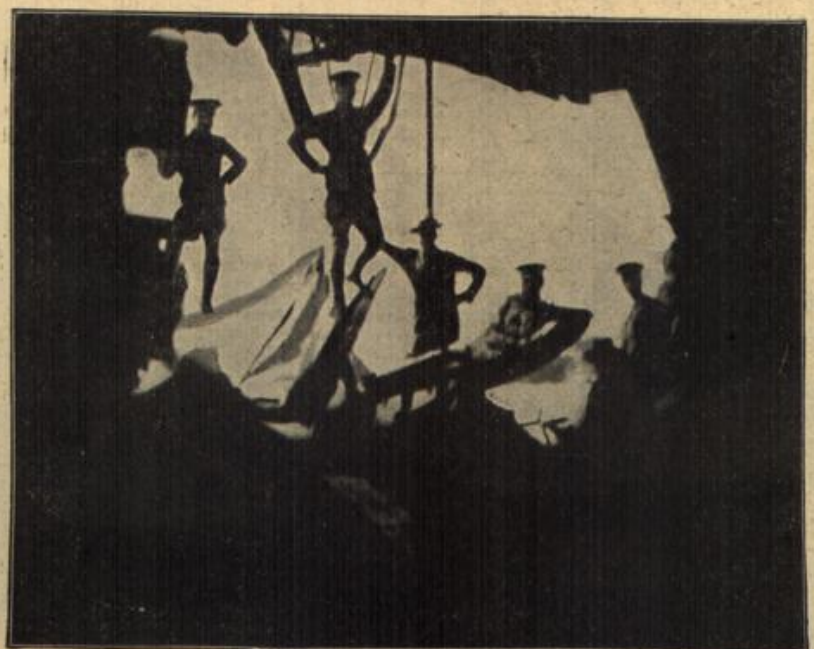
Da schlich sich in gebuckter Stellung mit fanatischen Blicken ein langer hagerer Jnder zu Rittmeister von Verber, und im letzten Augenblick sprang Fred Röder zu faum, daß er die Absicht des andern gemerkt hatte, schleuderte mit einer gewandten Bewegung den Rittmeister zur Seite und erstach den Jnder, der röchelnd seinen Geist aufgab.

„Bringen Sie mir den Plonier-Unteroffizier Röder.“  
 „In Befehl, Herr Rittmeister, Unteroffizier Röder ist verwundet.“  
 Rittmeister von Verber ging hinüber zur Sanitätswache. Er reichte dem Unteroffizier die Hand.  
 „Ihnen hab' ich mein Leben zu verdanken, Röder —“  
 Ein helles Leuchten glitt über des Soldaten Gesicht.  
 „Es ist nicht der Rede wert, Herr Rittmeister. Ich tat nur meine Pflicht. Ihr Leben ist wertvoller als das meine. — Ihre Gattin daheim, Ihre Kinder ersehnen Ihre glückliche Heimkehr.“  
 Er konnte nicht weiter reden. Wie ein Knäuel sah es in seiner Kehle und seine Augen schmerzten.  
 „Sagen Sie das nicht, Röder. Ein junges Leben ist berechtigter. — Es wartet darauf, seine Mission zu erfüllen und außerdem — die Bela sendet täglich heiße Gebete gen Himmel . . .“  
 Fred Röder richtete sich auf.  
 „Bela — Herr Rittmeister?“  
 Der ältere Herr lachte gutmütig.  
 „Ja, natürlich, das können Sie sich doch denken. Lassen Sie sich daheim von Mutter und Schwester gesundpflegen, und wenn Sie dieses Mädel sehen, dann sagen Sie Ihr, der Papa wünschte, bei der Verlobungsbowle zugegen zu sein. So lange müsse sie ihr kleines Herz noch zügeln.“  
 Er gab ihm ein Bild seiner Tochter. Glücklich lächelnd, trotz der heftigen Schmerzen drückte Fred Röder es an seine Lippen.  
 „Vater — hörst du — sie wird mein — mein — Vater.“  
 Der Baron und der Rittmeister reichten sich die Hand und schauten sich ernst an.  
 „Das Leben ist kurz, und man muß der Jugend geben, was sie gläubig verlangt —“ sagte Baron Verber aufatmend.

## Reiseplaudereien aus Dalmatien.

Von Hans Rost.  
 (Fortf.) (Nachdr. verb.)

Unsere bisherige Reise hat bereits eine Fülle der herrlichsten Eindrücke in uns hinterlassen. Aber unser Schaulust treibt uns immer weiter hinunter nach dem Süden. Zu den schönsten Genüssen gehören Fahrt und Aufenthalt in Mostar, der Hauptstadt der Herzegowina. Die schmalspurige Eisenbahn bringt uns in Schlangenwindungen wieder empor auf die Höhe der Karstlandschaft und gestattet nur kurze Zeit die Fernsicht über den Hafen von Gravosa. Tief unten im Tale der Ombla liegen reizende kleine Fischerdörfer, Kirchen, Landhäuser in herrlich grüner Vegetation. Die Ombla ist eine der häufigen Naturerscheinungen Dalmatiens, wonach die Quelle eines Flusses gleich so stark aus dem Boden strömt, daß sie einen ordentlichen Fluß bildet, Mühlen treibt und nutzbar gemacht werden kann. Ein solches interessantes Naturspiel ist auch die Bunaquelle bei Mostar. Wir gelangen nach langer Fahrt bei Mondenschein nach Mostar. Das Silberlicht auf den Türmen und Moscheen und Dächern zeigt uns diese fast orientalische Stadt wie in einem Traum aus Tausend und einer Nacht. Und als dann am frühen Morgen die Sonne hell und heiß über die Schneeberge heraufgezogen kam, die dem Tal der Nerenta mit Mostar als Mittelpunkt einen so prächtigen Abschluß geben, da brach ein Tag unserer Reise an, der an Eindrücken und Seltsamkeiten seinesgleichen nicht wieder hatte.  
 Mostar ist prächtig zu beiden Seiten der Nerenta mit ihren romantischen, unterkühlten, moosbehangenen Ufern gelegen. Ein fruchtbares Tal mit subtropischem Klima, mit zahlreichen Weinberg- und Tabakanlagen, umrahmt das Weichbild der Stadt, die in immer größerem Umkreise von hohen blauen und grünen Bergen eingeschlossen wird, deren höchste Ausläufer mit Schnee bedeckt sind. Ueber den übermütig daherausiehenden Fluß führen zwei Brücken, von denen die alte Nerentabrücke mit ihrem mäch-



Die Arbeit unserer U-Boote.  
 Noch in einem torpedierten englischen Handelschiffe.

Amblid bei ganzen Stadt hat man von der auf einem hohen Abhänge gelegenen neuen serbisch-orthodoxen Kirche, welche in ihrer weißen Farbe von den hinter ihr befindlichen, bis zum fahlen Karstgebirge hinaufstehenden Weinbergen sehr hübsch absteht. Es ist eben Mittag. Warm scheint die Sonne. Die Bienen summen und farbenschimmernde Schmetterlinge tummeln durch die Luft. Wir sitzen auf einer Mauer und genießen den Mundblick auf die Stadt. Ein prächtiger Anblick. Zahlreiche Moscheen mit dünnen hohen Minarets sind über die Stadt verteilt. Eben ist das Karststaggeläute der katholischen Kirche verklungen, da erscheint auf den zu unseren Füßen liegenden Türmen der Moscheen der Gebetsrufer der Mohammedaner und mahnt unter gleichzeitiger viermaliger Verbeugung nach allen Himmelsrichtungen die Gläubigen zum Gebet. Wir hatten auch Gelegenheit, betende Türken in einer Moschee zu sehen. Die Moschee war ringsum bemalt mit Inschriften und Figuren, allerdings ohne Bilder; buntgewirkte Teppiche lagen am Boden, welchen der betende Mohammedaner nur barfuß betritt. Außer der Gebetsnische, einer lanzelartigen Erhöhung und einigen herabhängenden Petroleumlampen war nichts von Interesse zu erblicken. Recht geschmacklos inmitten dieser mohammedanischen Kunst nahm sich ein moderner Regulator aus, Dugendware, wie sie vermeintlich sparsame Hausfrauen in Warenhäusern kaufen. Ein beispielloses Durcheinander herrschte auf dem umherliegenden mohammedanischen Friedhof, der mit seinen zahlreichen turbangeformten Steinen, seinen Trauerweiden und dem nahrungsuchenden Federvieh ein echt türkisches Bild der Verwahrlosung darbot.  
 Das Gesamtbild von Mostar von der erwähnten Höhe aus ist im Lichte der Sonnenfluten überwältigend schön. Die Stadt ist rings eingebettet von karstigen Bergen in violetterm Schimmer. Die Garten- und Weinbergkultur dringt hoch hinauf auf die Anhöhen und Berge. Aus dem Häuserwirthwar mit zahlreichen roten Ziegeldächern erheben sich die prächtigen modernen Bauten der Behörden und geben dem Ganzen den städtischen Charakter. Einige Duzend Minarets der Moscheen und sonstige Türme — bei fast völligem Mangel an Fabrik- und Schloten — wetteifern mit zahlreichen Pappeln und dunklen hochgewachsenen Zypressen im Streben zur Höhe miteinander, ein Gesamtbild, das uns noch lange eine Augenweide darbot.  
 Mostar ist ein getreues Abbild von orientalischem Leben und Treiben. Ein Gang über die Nerentabrücke durch den Basar mit seinen tausendfältigen Gegenständen ist hochinteressant. In den meisten Buden wird gleichzeitig ein Handwerk ausgeübt und Waren zum Verkauf ausboten. Die große Stala menschlicher Bedürfnisse und menschlicher Eitelkeit, von Zwiebeln, Knoblauch, Orangen, türkischem Honig, bis zu Kleidungs- und Schmuckgegenständen aller Art ist hier aufgestapelt. Dazu die Türken mit ihren weitbauchigen herabhängenden Hosen, ihrem roten Fez, ihren unvermeidlichen Zigaretten und Kaffeeschalen, ferner die buntscheckigen Trachten der einlaufenden herzegowinischen Landleute, alles in orientalischer Lebhaftigkeit durcheinandergewürfelt, wald ein charakteristisches Bild vom orientalischen Basarleben. Die in der Regel glattrasierten Mohammedaner sind meist unschöne Menschen mit runzeligen Gesichtern und apathischem Ausdruck im Anstich. Zum Teil sitzen sie an den Mauern ihrer Häuser hingedrückt, schmauchen ihre Pfeife und trinken aus kleinen Schälchen türkischen Kaffee. Er schmeckt ausgezeichnet und der Kaffeeplatz, den wir zu später Abendstunde im freien Kaffee Lust, d. h. in einer kleinen Bude im Freien ohne Fenster und Seitenwände bei hellem Mondenschein uns leisteten, gehört jedenfalls zu unseren interessantesten Reiseerinnerungen.  
 Einen ungewohnten Anblick bieten die verummutten türkischen Frauen, die in Mostar viel undurchsichtiger verhüllt sind als in Konstantinopel. Bei der Eigenart der weit über den Kopf vorgeschobenen Kapuze hat man diese Trachten Maitäferkostüm genannt, ein nicht unzutreffender Vergleich. Man möchte wohl auch diese Gestalten von Angesicht sehen, allein bei der strengen Handhabung dieser Sitte des Verschleierns bleibt dies ein Wunsch

Die Mohammedanerinnen auch ihre Beteiligung nicht ablegen, mit der Mode gehen sie trotzdem, und es war ein zum Lachen reizender Anblick, als wir in Mostar wie in Ragusa vornehme Türkinnen mit langen Schleiern und moderegerten engen Röcken sahen, die den ohnehin schon trippelnden Gang nur noch japanischer gestalteten. Geradezu köstlich waren die mohammedanischen Kinder in ihren weiten, bis auf die Knöchel herabwallenden aufgebauhten farbigen Pumphosen und ihrem lebhaften Wesen.

Ostern in Mostar! Land und Leute haben wir jetzt kennen gelernt, aber die Ostertage brachten uns neue Ueberraschungen. Am Karfreitag feierten wir die Auferstehung des Herrn in der Franziskanerkirche in Mostar mit. Die Außenwelt nimmt in Dalmatien und der Herzegowina einen innigeren Anteil an Ostern als bei uns. Schon auf den Dampfern hatten die Flaggen seit Gründonnerstag auf Halbmast gehißt. Die heiligen Gräber sind mit gärtnerischem Schmuck geziert, zahlreiche künstlich getriebene junge Körnerhalme in Kistchen und Töpfen stehen umher als Verfinnbildung des Auferstehungsgedankens. Zwei Soldaten in ihrer farbenreichen österreichischen Uniform halten mit aufgepflanztem Gewehr steif wie Marmorstatuen zu beiden Seiten

Wache. Nachmittags 4 Uhr ist Auferstehungsfeier. Die Generalität eine Unmasse von Offizieren aller Waffengattungen in ihrem farbenreichen Schmuck, Behörden begleiten die Prozession, die das katholische Stadtviertel durchzieht. Böllerschüsse ertönen, die Glocken läuten zusammen. Das Bild vor der Kirche ist ungeheuer mannigfaltig. Soldatenmützen und -uniformen in allen Farben, türkische Feze, weißgeleidete Herzegowinerinnen mit Blumen im Haar, Offiziers- und Beamtenfrauen in moderner Mode, alles schimmert in Farben und Licht; man möchte Maler sein, um dieses reizende Bild südländischen farbenprächtigen Lebens festhalten und an seiner Schönheit sich wieder heraufsehen zu können. Nach Beendigung der Feier spielt draußen auf dem Kirchplatz die Musik das Lied: Gott erhalte Franz den Kaiser, Gewehrjahren Inattern in die Luft, und unter den Klängen eines Regimentsmarsches zieht das Militär ab. Diese Auferstehungsfeier in der Herzegowina werden wir nie vergessen.

Am Oster Sonntag wohnten wir dem vom Franziskanerbischof Meic gelebrierten Hochamte bei. Aus nah und fern waren die katholischen Herzegowiner und winerinnen im Sonntagsstaat herbeigeekilt. Keine Tracht in Deutschlands Gauen kann sich mit dieser Pracht messen. Die herzegowinische Bevölkerung ist ein kräftiger, hochgewachsener Menschenschlag, ihre Frauen und Mädchen sind auch im Gesichte von allen Frauen Dalmatiens und Montenegros, die wir sahen, die schönsten. Weiß ist der Grundton ihrer Kleidung. Sie tragen weite weiße Hosen, weiße Mäntel, über den Schoß hängt eine Art Soutane herab. Frische Gretchentüren umrahmen so manchen hübschen Kopf, der mit vergoldeten Spangen geschmückt ist, an denen Münzen und Medaillons baumeln. Vom Kopf bis zu den Hüften herab rüdwärts herab hängt ein langwallender, bläulich weiß schimmernder Schleier. Wie eine Art Brünne wirken die gold- und silberdurchsetzten Wiederstände an beiden Seiten der Brust. Dazu kommen noch Kreuzhänge, Medaillen auf der Brust, zwei- und dreifach ineinanderhängende Ohrringe, Blüten und Blumen in den Haaren, auf der Brust, an der Taille. Die Männer haben ihren roten Fez auf dem Kopfe, blaue Pumphosen, weiße Ärmel, graue oder schwarze halbgeöffnete Kittel. Diese Männer- und Frauentrachten denke man sich vom hellsten Sonnenschein übergossen auf dem Kirchplatz oder enganeinander kniend in der Kirche. Ihre Haltung während des Hochamtes war andachtsvoll.



Die letzte Marktedererin.

Frau D. Hoeßel machte den Feldzug 1870-71 als Marktedererin bei der 10. Kompagnie des 67. Infanterie-Regiments mit. Die letzte Marktedererin lebt jetzt in Duedlinsburg.

Nach Stundenlangem Marsch durch Tagesausdurst lag erschöpft der Krieger nieder! Das brave Mählein läßt den müden Kopf gar traurig schlafend niederhängen. Die Junge klebt am Gaumen beinahe fest, Denn schrecklich war des Staubes Dürre. Die ganze Batterie kennt nur den Wunsch, Im Abendschatten auszuruhen.

Und bald hört man auch schon den Schlafgesang Der sonst so froh gestimmten Krieger. — Auf einmal tönt der Ruf: „es kommt die Post!“ Sei seht, wie da die Müden springen! „Die Post!“ ruft jeder seinem Nachbar zu. Vergessen ist der Schlaf und alles drängt Sich um den heiß erschnittenen Wagen 'rum, Der Kunde bringt aus ferner Heimat. Der Wachtmeister ruft laut die Namen auf Der Glücklichen. Schnell schaut ein jeder auf die Gabe. Des alten Vaters Hand erkennt der Sohn Mit nassem Auge an den traurigen Zügen. Froh kündigt ihm ja schon der Umschlag an, Daß er noch lebt und seiner treu gedenket. Ein anderer ein Päckchen jubelnd hält, Das ihm die stets besorgte Mutter köstlich füllte, Damit der arme Junge in des Krieges Not Nicht noch bei allem Hunger leide. Und um die Pseife, Käse oder Wurst Ist fein gedreht ein Blatt mit guten Worten. — Ein Dritter zieht sich leise aus dem Ring Und läßt sich seitwärts freudig nieder. Ein glücklich Lächeln spielt um seinen Mund, Mit hellen Augen folget er den Zeilen: Es ist der Brief, den ihm die Braut gesandt. Er liest und liest ihn oft von neuem Und drückt verstohlen manchen Kuß darauf, Ihr holdes Bild, das auf der Brust wohl ruhet Zieht er hervor und schaut es glücklich an. — Ein anderer Mann mit grauem Barte Betrachtet gleichfalls sich ein Heimatsbild, Das eben mit der Post gekommen. Sein Weib mit seinen kleinen Kindern, Die er so lange nicht im Arme hielt, Sieht er mit froher Ueberraschung Gesund und heiter vor sich sehn. „Wie hat der Kleine sich entwickelt! Ob er mich bei der Heimkehr wohl erkennt? — Hab' Dank, mein Weib, für die schöne Gabe.“

So herrscht ein frohes Leben wohl im Kreis, Und alles dankt den Lieben in der Heimat, Ihr treu Gedenken hat das Herz gestärkt. — Allmählich kehrt die Stille wieder, Der Mond bescheinet mild die Heldenschar, Die durch den Schlaf sich für den Kampftag rüstet.

Nur einer sitzt noch aufrecht auf dem Stroh, Den Kopf gestützt auf beide Hände, Und durch die Finger rinnt das Tränensalz. Schwer geht die Brust und leise Seufzer Trägt sanft der Abendwind der Heimat zu. Ein Brieflein krampft er in den Händen, Das ihm die Trauerbotschaft hat gebracht. Sein einziger Bruder fiel vorm Feinde, Es färbt sein Blut die welsche Erde rot. Wie hing er an dem jungen Kerle, Der freudig kam beim ersten Ruf, Der mutig stand im Schützengraben. Und stets beim Sturmangriff der erste war! Wie schwer trifft dieser Schlag die guten Eltern, Die Tag und Nacht nur sorgten für ihr Kind, Und alles sparten, um den lieben Söhnen Das Beste an Erziehung zu gewähren. „O Herr, gib Kraft den teuren Lieben, Daß sie das Schicksal nicht zu Boden schlägt! Mir aber gib den Mut, die Stärke, Daß ich das Blut des lieben Toten räch!“ Mit dem Gedanken an Vergeltung, Ersehnd heiß den neuen Waffentanz, Sinkt schließlich er ermattet nieder. — Schon schirrt Aurora leis' ihr Lichtgespann.

A. R u m p f,  
3. Bt. Wazewachtmeister d. L. beim 60. Inf.-  
Feldart. Regt.

Sprüche.

Betrat erst Leidenschaft das unbewachte  
Haus,  
Wirft sie vor allem die Vernunft zur Tür  
hinaus.

Flinke Füße, treue Hände,  
Wahrer Mund und rüst'ger Fleiß:  
Wer die vier vereinigt fände,  
Hätte aller Dinge Preis.

**Kurische Städte.** Ein Blick auf die Karte, ein Vergleich mit dem nahen Ostpreußen zeigt, daß Kurland nur sehr wenig Städte hat. Das mag darin begründet sein, daß dieses Land von vornherein, d. h. bei seiner Besiedlung durch die Deutschen, auf einen vorwiegend agrarischen Betrieb eingestellt wurde, so daß daneben städtisches Wesen nur schwer Raum gewann. So ist es auch heute noch Kurland ist ein ackerbaureichendes Land, dessen Reichthum im Grund und Boden, in großen Wäldern steckt, dessen Kapitalkraft nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande zu suchen ist.

**Mitau,** Kurlands Hauptstadt, ist eine Kleinstadt in zierlichem Wiedermeierstil: breite Straßen, niedrige Holzhäuser mit Säulchen oder Pilastern zierlich, geschmückt, schöne Türen mit vielgeschwungenen Kofelgewinden. Geschmackvoll und vornehm, in keiner Weise aus dem Kleinstadtrahmen fallend sind die Häuser des umwohnenden Landadels, der den Winter zum Teil in Mitau zubringt. Sie verkörpern manchen Zug baltischen Wesens: ruhige Schlichtheit, ein Abweisen jeden Progentums, schöne Sicherheit und gesundes Selbstbewußtsein. Mitau hat ein ungeheuer großes Schloß aus herzoglicher Zeit. Es ist von dem Italiener Rastrelli erbaut, und jetzt in russischem Geschmack hellrosa angestrichen so wirkt es einigermaßen befremdlich, läßt aber doch ebenso wie die schönen Häuser des Landadels und die ruhige Vornehmheit der Straßenzüge die einstige Residenz noch fühlen.

Als Typus der ländlichen Kleinstadt in Kurland mag das kürzlich besetzte **T u k u m** gelten. Ein erster Blick zeigt wenig Unterschied gegen irgend ein polnisches oder litauisches Nest. Erst ein längeres Verweilen kann den deutschen Einschlag wohlthätig empfinden lassen, in einer gemüthvollen echt deutschen Kleinstädterei, einem schönen und vertrauensvollen Zusammengehörigkeitsgefühl, das hier die Deutschen verbindet. Auch in dem äußeren Stadtbild wird das aufmerksame Auge unter sehr viel Verwahrlosung manche bescheidene Schönheit entdecken.

Noch vor einem Menschenalter war die Bevölkerung zum größten Teil deutsch, kleine Kaufleute und Handwerker waren die Hausbesitzer und verwalteten die Städte; sie haben heute der lettischen Konkurrenz weichen müssen. Der Russe ist hier eine

vereinzelte und fremde Erscheinung, desto herrührende Metalle zu schmelzen, tut es der Soldat ganz einfach in den neuen Schutzhelm, den der Soldat jetzt als Augeischutz in seinem Klappi zu tragen hat. Man setzt diesen improvisierten Schmelztiegel aus Feuer, eine Schmiede gibt es doch in jedem Graben, und die Gießerei kann losgehen. Die Gußform wird aus einer Kartoffel geschnitten. So gießt man Ringe, die hierauf mit Feile und Taschenmesser ziselirt werden. Unser Schutzhelm findet also eine doppelte Verwendung. Er hält die Granatensplitter ab und dient dem Gusse von Fingerringen, die man, wenn ein Urlaub eintritt, den Frauen und Bräuten mitbringt. Ursprung und Fabrikmethode geben solchen Schmudsachen einen großen Wert.

sonstige von den feindlichen Geschossen herrührende Metalle zu schmelzen, tut es der Soldat ganz einfach in den neuen Schutzhelm, den der Soldat jetzt als Augeischutz in seinem Klappi zu tragen hat. Man setzt diesen improvisierten Schmelztiegel aus Feuer, eine Schmiede gibt es doch in jedem Graben, und die Gießerei kann losgehen. Die Gußform wird aus einer Kartoffel geschnitten. So gießt man Ringe, die hierauf mit Feile und Taschenmesser ziselirt werden. Unser Schutzhelm findet also eine doppelte Verwendung. Er hält die Granatensplitter ab und dient dem Gusse von Fingerringen, die man, wenn ein Urlaub eintritt, den Frauen und Bräuten mitbringt. Ursprung und Fabrikmethode geben solchen Schmudsachen einen großen Wert.

sonstige von den feindlichen Geschossen herrührende Metalle zu schmelzen, tut es der Soldat ganz einfach in den neuen Schutzhelm, den der Soldat jetzt als Augeischutz in seinem Klappi zu tragen hat. Man setzt diesen improvisierten Schmelztiegel aus Feuer, eine Schmiede gibt es doch in jedem Graben, und die Gießerei kann losgehen. Die Gußform wird aus einer Kartoffel geschnitten. So gießt man Ringe, die hierauf mit Feile und Taschenmesser ziselirt werden. Unser Schutzhelm findet also eine doppelte Verwendung. Er hält die Granatensplitter ab und dient dem Gusse von Fingerringen, die man, wenn ein Urlaub eintritt, den Frauen und Bräuten mitbringt. Ursprung und Fabrikmethode geben solchen Schmudsachen einen großen Wert.

Zeitrechnung.

„Haben Sie dieses entzündende Teegeschir schon lange?“ — „Nun, etwa vier und ein halbes Dienstmädchen lang.“

Auf der Elektrischen

Eine sehr energisch aussehende Dame steht auf der hinteren Plattform und hält ihre Schirmspitze in lebensgefährlicher Weise nach oben.

„Entschuldigen Sie,“ sagt der Schaffner, „Sie werden mit Ihrem Schirm noch dem Herrn hinter Ihnen in die Augen fahren.“ — „Das ist mein Mann!“ versetzte die Dame schnippisch.

Zwei Schauspieler

unterhielten sich. „Wenn wieder Frieden ist, möchte ich eine Gastspielfahrt durch Südafrika machen“ — „Du,“ meinte der andere, „so'n Straußenei wiegte seine zwei bis drei Pfund!“

Der Berliner im Schützengraben.

Ein deutscher Schützengraben im Osten. Die Russen machen einen Angriff. Ihnen voran stürmt mit furchtbarem Kampfesgeschrei ein baumlanger Kerl. Ein wackelhafter Berliner Landsturmmann richtet seinen Schießprügel auf ihn mit dem Rufe: „Mensch, brüll' doch nicht so, id seh' dir ja!“

Rätsel.

Gut und böse kann ich sein.  
Bei manchem Spiel nennt man mich fein.  
Beim Heere bin ich oft gar lang,  
So wie desgleichen  
Bei sogenannten großen Leichen,  
Und auch bei einer Krönung Drang.  
Wer kennet nicht beim Fischen mich;  
Das Kreuz verbindet mit mir sich;  
Beim Namen werd' ich auch genannt;  
Der Feder bin ich stets bekannt.  
Bei Klingeln, Flaschen, Feld und Pferden  
Kann immer ich gefunden werden.  
Auch mich noch aufzuweisen hat  
Die Schweiz, als eine kleine Stadt.  
Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Braubachsch.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredeneß (Mühlr.). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess'n (Mühlr.).



Die Artillerie unserer Verbündeten.  
Oesterreichische 30,5 Mörser im Feuer

Rein, nicht die Städte sind der Stolz des Baltenslandes! Wer seinen Zauber fühlen will, muß aufs Land hinaus.

Ernst und befeelt ist die Landschaft: weiter herrliche Wälder, mit dichtem Unterholz, gegen die die angepflanzten und gepflegten Waldungen des Westens wie die poesielosen Stadtplantagen wirken, breite fruchtbare Felder, fetten Wiesen, viel Dedland dazwischen, große Moräste, auf denen vereinzelt Birken stehen, hin und wieder ein Bauernhof, ein Krug an der Landstraße; feudale Herrensitze, an blauen Seen oder auf beherrschenden Hügeln gelegen, von herrlichen Gärten umgeben, alles wild, unberührt, naturgewachsen, ein schönes Lied der Einsamkeit, das ist Kurland, dessen größerer Teil heute schon von deutschen Soldaten besetzt ist!

Was die Franzosen in ihren Schützengräben machen. Die Zeitung „Le Progrès de Chalons“ erzählt folgendes: Unsere Kriegsverwaltung hat der Fabrikation von Schmudsachen aus Aluminium in den Schützengräben einen großen Dienst erwiesen, indem sie an die Poilus („Saarigen“, humoristische Bezeichnung für die Soldaten) Schmelztiegel aus-